



HAJO  
STEINERT

# BLUMENSPIEL

ROMAN



Jeder ist seines Glückes Schmied!«, hatte der Engelskirchner Schankwirt ihm mit auf den Weg gegeben, als er merkte, dass Heinrich einer andauernden Schwermut verfiel. Fritz Niebel wusste über alles Bescheid, er hatte von seinen Gästen viel gehört. Über sechshundert Jahre habe man für die Errichtung des Cölner Doms gebraucht, aber vollendet sein werde er nie. Seit dem Abriss der alten Stadtmauer platze die Stadt aus allen Nähten. Der rasende Betrieb im neuen Personenbahnhof, die Anlegung der kaiserlichen Ring-Straße, die neuen Eisenbahnbrücken, der neue Hafen. Die Stadt sei von einem kolossalen Bauieber erfasst. Überall neue Straßen, Parks, Plätze, Hotels, Geschäfte, Verkaufshäuser und Fabriken. Täglich werde ein neuer Kinema, eine neue Schänke, ein neues Kaffeehaus eröffnet. Heinrich könne doch vortrefflich Kronen, Kannen, Krüge und dergleichen schmieden, Aushängeschilder zum Heranlocken von Gästen seien gefragter denn je. Die Gaststuben seien bevölkert mit durstigen Männern. Selbst Nachtwächter, die einst zu gegebener Stunde mit Hund und Hellebarde, Horn und Laterne die Stadt zu Ruhe und Ordnung anhielten, säßen heute schon am frühen Abend in den Wirtshäusern und gäben sich dem Genuss von Bier, Würfel- und Kartenspielen hin. »Wachstum an allen Fronten!« Und damit die Stadt weiterwachsen könne, würden starke Männer wie er gebraucht.

Was seine körperliche Erscheinung betraf, war Heinrich ganz das Geschöpf seines Vaters. Vom ersten Schuljahr an der größte Junge in der Klasse, war er deutlich kräftiger als seine Kameraden. Dabei wollte er gar nicht der Stärkste sein. Von sich aus fing er niemals mit Raufen an, und keiner wagte es, ihn anzugreifen. Alle wussten, gegen ihn hatten sie keine Chance. Also stand Heinrich, wenn gerauft wurde, immer nur daneben und schaute zu. Dabei hätte er sich gern mal in den Schwitzkasten nehmen, gern flachlegen und jemanden auf seinem Bizeps knien lassen, wenn er nur einmal hätte mitmachen dürfen.

Doch eines Sonntags wurde es ernst. An der Seite eines Lehrjungen aus dem Kraftwerk Ermen & Engels erschien ein ausnehmend schönes Mädchen vor der Kirche. Beide waren ohne ihre Eltern gekommen. Heinrich war wie immer hinter seinem Vater und seiner Mutter hergeschlichen und konnte seine Augen von dem Mädchen, das er noch nie gesehen hatte, nicht lassen. Er verfolgte sie mit seinen Blicken. Selbst auf der Kirchenbank, beim Beten und Singen, starrte er zu ihr hinüber. Kerzengerade wie sie dasaß und ihren Busen vorstreckte, brachte er keinen Ton heraus. Der Lehrjunge saß in Heinrichs Reihe, drei Plätze neben ihm, beugte sich vor und schaute abwechselnd Heinrich und das Mädchen an. Nach dem Gottesdienst – Heinrichs Eltern waren schon vorgegangen – stellte sich der Lehrjunge ihm in den Weg und zischte ihn an, er solle die Augen von seiner Freundin lassen, sonst setze es was.

Am darauffolgenden Sonntag wiederholte sich das Schauspiel. Dieses Mal zeigte der Lehrling Heinrich, als der gerade beim Beten abwechselnd ihn und dessen Freundin ins Visier nahm, eine



Faust. Nach dem Gottesdienst – Heinrichs Vater war wie immer auf direktem Wege zum Dorfkrug aufgebrochen und die Mutter nach Hause an den Herd – überwand sich Heinrich und streckte den Lehrling mit einem Faustschlag nieder. Das Mädchen tupfte seinem Freund das Blut von der Unterlippe und warf dem Angreifer einen bösen Blick zu. Die Herumstehenden schüttelten ihre Köpfe, zeigten mit Fingern auf den Schmied, verfluchten ihn. Heinrich wünschte, seine Lippe hätte geblutet und das Mädchen würde ihm das Blut abtupfen.

Nach dem Vorfall erzählte die Freundin des Lehrjungen allen im Dorf, die es hören wollten, was für ein grober Kerl dieser Heinrich sei. Einer wie der könne ja nichts anderes als zuschlagen. In der folgenden Zeit machten alle Mädchen von Engelskirchen einen großen Bogen um ihn und schauten an ihm vorbei, wenn er ihnen zufällig entgegenkam. Was kann ich dafür, dass ich so stark bin, bohrte es in ihm, was kann ich dafür, dass ich ein Schmied bin, mein Großvater war einer, und mein Vater ist es noch immer.

Heinrichs Vater war ursprünglich Hufschmied gewesen. Aber Hufschmiede waren nicht mehr so gefragt wie früher, als Pferdekarren und Kutschen noch den Verkehr bestimmten. Deshalb hatte Erich Karthaus umgesattelt und die Kunstschmiede Erich Karthaus & Sohn gegründet. Sie stellte Balkon- und Treppengeländer her, Bettgestelle, Gitter, Tore, Brunnengiebel, Gartenstühle, Aushängeschilder, Türklopfer, Grabkreuze, Metallkränze, Grablaternenständer, Türbeschläge, Kerzenständer, Garderobenhaken und andere Gebrauchsgegenstände, alles aus Eisen. Ein Bierseidel mit Schaumkrone für den Dorfkrug als Aushängeschild wurde Heinrichs Gesellenstück. Seine schmiedeeisernen, blattgoldüberzogenen Rosen waren als Dekoration für den Kaminsims und als Hochzeitsgeschenk oder Grabbeigabe gefragt. Bis nach Gummersbach in die eine, bis Bensberg und Bergisch-Gladbach in die andere Richtung hatte sich seine Rosenkunst herumgesprochen. »Heinrich der Rosenschmied« wurde er genannt.

Doch das tägliche Hämmern fiel ihm immer schwerer. Auf alles Laute reagierte er zunehmend gereizter. Die Mutter wusste nicht, wie sie seine Lärmempfindlichkeit abstellen konnte, auch der Landarzt hatte keine Lösung. Sie rührte Mehl, Wasser, Öl, Salzteig, Kartoffelstärke und Kreide zusammen und formte die entstandene Knetmasse zu klebrigen Kugeln. Heinrich steckte sie sich am Morgen in die Ohren und nahm sie erst heraus, wenn der Vater sie entdeckte und ihn anbrüllte, was für ein Weichling er doch sei. »Heinrich hat eben feine Ohren«, nahm seine Mutter ihn in Schutz.

Manchmal, wenn Heinrich längere Pausen bei der Arbeit machte als der Vater und sich zum Träumen in den Schuppen zurückzog, brüllte der seinen Sohn an: »Einem echten Karthaus ist keine Arbeit zu schwer!« Nur die Mutter wusste, wonach sich ihr Heinrich sehnte. Aber was sollte sie tun? Weit und breit war kein Mädchen für ihn zu finden. Selbst der Pfarrer konnte ihr da nicht helfen. Der liebe Gott wache über jedes Menschenkind, er werde das mit ihrem Sohn schon richten, versuchte er sie zu trösten.

Nach dem Gottesdienst eilte die Mutter stets nach Hause, das Mittagessen musste gekocht werden. Sonntags gab es Braten. Bis der auf dem Tisch stand, ging der Vater für ein, zwei Stündchen in den Dorfkrug. Er traf sich dort mit Handwerkern aus der Gegend, neuerdings verkehrten dort auch immer mehr Arbeiter aus dem Kraftwerk. Wann Heinrich endlich zum

Militär gehe, wurde er von den Männern in die Zange genommen, sein Sohn sei doch längst zwanzig, vom Gesetz her sei es Zeit für den Wehrdienst.

Nach der wehramtlichen Auslosung, redete sich Erich Karthaus heraus, sei sein Sohn nur in die Ersatzreserve eingeteilt worden. Heinrichs Jahrgang sei sehr stark, nicht alle Zwanzigjährigen dürften 1908 dienen, an einen Krieg sei ja im zwanzigsten Jahrhundert nicht zu denken, es gebe keinen Grund zur Eile. Heinrich wolle gern seiner Wehrpflicht nachkommen, er brenne geradezu darauf, im kommenden Jahr würde es so weit sein, sein Soldatenmesser habe er schon.

Erich Karthaus sprach, wie man an einem Ort, an dem man sich keine Blöße geben, wo man keine Schwächen zugeben darf, einfach sprechen musste. Dass ihm im Falle einer Einberufung Heinrichs Arbeitskraft in der Schmiede verloren gehen würde und die Existenz seines Betriebs auf dem Spiel stünde, ging hier keinen etwas an. Auch, dass die Mutter vor Glück über das Ergebnis der wehramtlichen Auslosung geweint hatte, durfte hier niemand erfahren. Wenn Erich vom Dorfkrug wieder nach Hause kam, sprach er immer mehr wie seine Stammtischbrüder. Schwankend nach zu vielem Bier, hielt er seiner Frau und seinem Sohn eine Standpauke, bei der Worte wie Kaiser, Vaterland, Ehre, Pflicht und Schule der Nation auf sie niederschlugen. Ihr Kind solle niemals ein Gewehr in die Hand nehmen und in keine Uniform gesteckt werden, das Trommelfell würde ihm platzen, wenn man Heinrich an eine Kanone stellen würde, im Krieg gebe es nur Tote und Verlierer, hielt die Mutter dagegen.

★

Als Heinrich noch zur Schule ging, spielte er gerne Krieg. Der Vater hatte ihm ein Soldatenmesser und einen Zinnsoldaten geschenkt, die Mutter einen Indianerhäuptling aus Ton. Heinrich nahm die Figuren, eine in die linke, die andere in die rechte Hand, und verwickelte sie so lange in einen Zweikampf, bis der Zinnsoldat besiegt war und in eine Pappschachtel gelegt wurde – seinen Sarg. Heinrich weinte sehr, als seinem Indianer beim Spielen einmal ein Bein durchbrach. Trotz seiner Verletzung bewahrte Heinrich den Verlierer auf. Wer eines Tages im Müll landete, war der Gewinner, sein Zinnsoldat.

★

Vor allem sonntags, wenn Erich Karthaus angetrunken aus dem Dorfkrug zurückkam, rief er Heinrich wegen jeder Kleinigkeit zur Raison. »Sitz gerade!«, schrie er Heinrich an, wenn er sich am Tisch über seinen Teller beugte. Nach dem Essen deckte die Mutter ab, spülte Geschirr, räumte alles auf, fegte den Boden. Heinrich setzte seinen Strohhut auf, zog mit Hocker, Staffelei, Pinseln und Farben in die stille Natur und malte. So ging es Sonntag für Sonntag.

Wenn ihm einmal nicht nach Bier und Schnaps zumute war, verpflichtete Erich Karthaus seine Familie nach dem Essen zum Spaziergang. Er ging vorneweg, keiner durfte sprechen. Das Rauschen der Baumwipfel, das Klopfen des Spechts, das Singen der Amsel, das Knacken von Ästen – das war es, was Erich Karthaus dann hören wollte. Bald gebe es keine Vögel mehr, flüsterte er, keinen Wald, keine Wiesen, mit seinen Motoren und Maschinen, Straßen und Schienen treibe das neue Jahrhundert alles Lebendige fort.

Wieder zu Hause, musste sich die Mutter mit ihm hinlegen. Heinrich hörte aus dem elterlichen Schlafzimmer, wie der Vater sie anschrie, sie gebe ihm nicht das, was jeder Mann von seiner Frau erwarten dürfe. Heinrich rätselte, was der Vater wohl damit meinte. Er verzog sich, wenn es mit dem Brüllen des Vaters und dem Wimmern der Mutter nicht aufhören wollte, aufs Plumpsklo oder rannte hinunter ins Tal. Aus dem Aggertal herauf stieg der Lärm der neuen Eisenbahnstrecke. Sie führte in östlicher Richtung hoch bis nach Olpe, in westlicher hinunter bis nach Cöln. Jederzeit, fürchteten viele, konnten Fuhrwerke, Kutschen und Personen mit den Stahlrössern an den Bahnübergängen zusammenstoßen.

Es hatte gedauert, bis man sich in Engelskirchen an den Lärm der rasenden und ratternden, polternden und pfeifenden Lokomobile gewöhnte. Aber nicht alle wollten sich daran gewöhnen. Heinrichs Mutter, noch keine vierzig, aber im Lauf der Zeit immer stiller geworden, ging an den Nachmittagen immer häufiger zu den Schienen. Während Erich und Heinrich in der Schmiede arbeiteten, setzte sie sich auf eine Bank an der Strecke, schaute den Zügen nach und wünschte sich, in einem der Personencoupés zu sitzen und mitzufahren bis zum Endbahnhof, wo auch immer der liegen mochte. Manchmal erzählte sie Heinrich am Abend, wenn sie ausnahmsweise allein waren, von ihren Ausflügen. Zusammen träumten sie dann von der Ferne.

Eines Tages, es war ein Montag gewesen, war sie nicht wieder zurückgekommen. In Engelskirchen sprach man davon, dass sie sich freiwillig auf die Schienen gelegt habe. Der Pfarrer nahm Heinrich in den Arm und tröstete ihn. Der liebe Gott würde schon wissen, warum er sie, noch so jung an Lebensjahren, schon heute in sein Reich gerufen habe. Bei der Beerdigung warf Heinrich die längste Rose, die er je geschmiedet hatte, ins Grab. Selbst der Stiel war mit Blattgold überzogen. Das Rumpeln beim Hinunterlassen des Sarges an Seilen und das Aufschlagen der Eisenrose auf dem Deckel aus Holz gingen Heinrich nicht mehr aus dem Kopf. Das Grabkreuz hatte der Vater in der Nacht vor der Beerdigung alleine geschmiedet.

So wie die Mutter zu Lebzeiten mit ihrem Mann, so kam Erich Karthaus ohne seine Frau mit dem Leben nicht mehr zurecht. Er ging nicht mehr in die Kirche, nicht mehr ins Wirtshaus, nicht mehr hinaus in die freie Natur. Der Vater wurde sich selbst, der Sohn wurde ihm, und dem Sohn wurde der Vater immer fremder. Stumm saßen sie sich beim Morgenbrot, am Mittagstisch und bei der Abendsuppe gegenüber. Wie Sprengstoff nistete sich das Schweigen in Heinrichs Schädel ein. Jeden Moment konnte er gezündet werden und explodieren. Die immer gleichen Geräusche, deren Quelle der Vater war, quälten ihn von Tag zu Tag mehr. Am Morgen um halb sechs das Klingeln des Weckers, dann das Aushusten von Schleim, das Aufziehen der Standuhr, das Stochern im Ofen, das Pfeifen des Wasserkessels, das Gurgeln und Spucken beim Zähneputzen, das Kauen und Schmatzen beim Morgenbrot. Um halb sieben ging das Hämmern los.

Die Nächte waren bestimmt von Lauten des Schreckens. Der Vater wälzte sich auf der Matratze in seinem Eisenbett, dass es nur so knarzte. Sein Jammern bohrte sich durch die Wand hindurch bis in Heinrichs Gehörgang. Gegen das Röcheln und Schnarchen, Winseln und Zähneknirschen des Vaters im Schlaf war kein Kraut gewachsen. Manchmal hörte Heinrich draußen Schritte. Ihm war, als ginge der Vater vor dem Haus auf und ab. Das Kikeriki der

Hähne, das Jaulen und Bellen der Hunde, das Gurren der Tauben – auch die Geräusche der ihm sonst so lieben Natur setzten Heinrich zu. Die Uhr hätte er danach stellen können, wann der Vater zum Plumpsklo ging und die knarrende Brettertür verriegelte. Manches Mal kam der Vater mit wirrem Haar, verschwitzt und mit flackerndem Blick morgens von irgendwoher zurück. Heinrich hatte nie gewagt zu fragen, woher.

Eines Morgens – es war wieder Montag – war auch der Vater nicht mehr zurückgekommen. Auch er war zum Sterben nach unten ins Tal zu den Schienen gegangen. Sein Sarg wurde neben den seiner Frau in die Erde gelassen. Heinrich hatte den vollen Namen und die Lebensdaten des Vaters am Tag vor dem Begräbnis in das Schild des Grabkreuzes graviert. Es war noch für einen dritten Namen Platz. Ein Kind gehört zu seiner Mutter und zu seinem Vater, über das eigene Leben hinaus, dachte Heinrich, wie er da vor dem offenen Grab stand und ein Schippchen Erde auf seinen Vater warf.

Der Pfarrer gab nach dem Vaterunser Heinrich die Hand, schaute ihn beschwörend an und betete seine Version des Psalms 23 herunter: »Und wenn Du schon wanderst ins finstere Tal, fürchte kein Unglück, mein Sohn, denn der Herr ist Dein Hirte, sein Stecken und Stab trösten Dich.« Der Pfarrer schien zu wissen, dass Heinrich in Engelskirchen keine Zukunft mehr haben und ins finstere Tal aufbrechen würde. Er nahm Heinrich zur Seite. »Du bis jetzt der einzige und letzte Karthaus. Du hast dem lieben Gott gegenüber eine Verpflichtung.« Heinrich verstand nicht, was der Pfarrer damit meinte. Eine Verpflichtung? Ob Gott wirklich ein »lieber Gott« war, daran hatte er seine Zweifel.

Am Ausgang des Gottesackers sprach ihn eine schwarz gekleidete Frau an, vier oder fünf Jahre älter als er. Sie stellte sich als Else Römer vor, sie sei die Tochter eines Freundes seines Vaters. Der habe immer voller Stolz über ihn, den Rosenschmied, gesprochen, das habe ihr Vater oft erzählt. Heinrich wusste nicht, dass sein Vater einen Freund gehabt hatte. Ihr Vater habe bei Ermen & Engels schon gearbeitet, als das heutige Kraftwerk noch eine Baumwollspinnerei gewesen sei. Die beiden Männer hätten nach dem Kirchgang manchmal nebeneinandergesessen und sich gut verstanden. Seit einem Jahr wohne sie in Köln am Rhein, unterrichte Stenographie und Maschineschreiben an der Handelshochschule. Heinrich könne sie besuchen, wann immer er sich einsam in Engelskirchen fühle. Sie drückte ihm einen Zettel mit ihrer Adresse in die Hand. Heinrich wusste nicht, was Stenographie ist. Und auf einer Maschine würde er niemals schreiben. Er fragte die Fremde, ob sie mit in den Dorfkrug kommen wolle, zum Leichenschmaus, er habe einen Tisch reserviert. Der Pfarrer und der Steinmetz kämen auch. Die Handelsschullehrerin bedankte sich für die Einladung, aber sie müsse zum Bahnhof, ihr Zug gehe in einer halben Stunde.

Nach der Beerdigung war Heinrich das Hämmern selbst im Schlaf nicht mehr aus dem Kopf gegangen. In den Nächten wälzte er sich auf seiner Rosshaarmatratze von einer Seite auf die andere, bis er, kaum dass er eingeschlafen war, das Rumpeln des Sarges beim Hinunterlassen und das Aufschlagen der Eisenrose auf dem Sarg hörte ... und hörte ... und hörte ... – einem Echo gleich. Jäh aus seinem Albtraum gerissen, konnte er nicht mehr einschlafen und war am folgenden Tag befallen von einer großen Müdigkeit. Seine Aufträge konnte er nicht mehr pünktlich erledigen. Für ihn eine persönliche Schmach.